

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 2

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor: Droonberg, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nom Gaffee het si das Brascht e chli gesetzt. Der Tanz vo de Jungs isch witer gange, u d'Muetter Lisebeth, wo andlige o z'verschnuppe cho isch, het si näbe Chrißte gesetzt u mit stille Ouge zuegluegt.

Sie isch im guet im Strumpf gsy. No di no isch i ihres Gsicht e stille Glanz cho. Der Hans het zwar mit allne Meitscheni es Rundli gmacht, aber me het dür hundert Zunbeg düre ggeh, daß är am liebschte mit em Widihof Lisieli gwalzeret het.

Im Verschleikte het s' Lisebeth em Chrißte es Müpfli gäh u dütet. Chrißte isch zwar i derige Sache nit grad vo Merkige cho u frogt zrugg: „Hee? Was meinsh?“ — „Dumme Höhl was de bisch“, häuschelet d'Muetter u dütet no einisch, das mol e chli dütliger ubere, uf e Tanzbode ...

Aendlige het du o der Chrißte begriffe, wo der Haas im Pfäffer liegt. „Ahaaa“, macht er, un i finer Mulegge isch es chlis Schmunzige cho. Gseit het är witors nüt meh.

D'Freud u d'Übersünnigi hei no müesse uschüngele, u me het die Lütlis lo mache. De Alte hets zwar afe chlei gnüegelet.

Aber ufs mol — es het grad zwöi gschlage — steit

der Murer Bärtu uf e Stuhl uche u wäiht us mit de Arme: „So Lütti, jez dunkt's mi, es wär aständig, we me üsem wärte Gastgäber u Bauherr nümme länger überläge wär. I wär derfür für gäge Bettehus. Morn isch o wieder e Tag!

I danke im Name vo der ganze Klerisei für das guete z'Macht u für dä gmüetlich Obe, u wünsche Glück ungers neue Dach.“

„Bergältehs Gott“, seit s' Lisebeth, „es isch gärn gange. Aber jezt näht mer no der Spängler mit ech hei, süssch chunnt ne de s' Mädi mit der Latarne cho reiche u zündet ihm hei ... I gloube, es heig ihm ordli besseret.“

Wo die Lüt s' Ströößli acht in, het der Spängler no stober dryn gliegt u keis Wort gredt.

Es isch e schöni Frühherbstnacht gsi, u d'Starne hei gschiene. — Ufs Mol schickt der Spängler e Tuzger zrugg zum Ramserhus u brüelet: „S'Lisebeth isch halt doch es guets ...“

S' Fähnli am Ufrichtitannli uf der Firscht het im Nachtklub gwäiht, un am ungere Husegge het der Hans am Widihof Lisieli grad zerscht Müntschi uf sis rote Göschli drüdt.

Alaska-Gold

2.

Im Pavillon-Theater.

Als Escher mit seinem Begleiter nach einem kurzen Lunch in einem der luxuriösen Restaurants, wie sie seit einigen Monaten zu Dutzenden in die Existenz geprungen waren, den Weg nach dem Pavillon-Theater einschlugen, brandete wieder das Leben der Goldstadt um sie. Überall in dem Menschengewühl sah man die gar nicht zu verkennenden Gestalten der Goldgräber, die nach monatelanger harter Arbeit und Entbehrung von ihren Claims hereingekommen waren, weil die Einsamkeit und Oede ihnen allmählich unerträglich geworden waren und das Leben hier im Vergnügungs- und Geschäftsviertel von Dawson sie mit tausend verführerischen Stimmen lockte. Man sah es an ihren roten erregten Gesichtern, wie er sie gepaßt hatte, dieser Hunger nach dem Leben, nach Glitter und Licht. Häufig genug sah man auch ihre armdicken, füßlangen Lederbeutel mit Goldstaub halb aus der Tasche ihrer Mackinaws hervorlugen. Das war aber immer nur die „kleine Münze“ für die Ausgaben eines in tollen Taumel verlebten und mit schwerer, trunkener Betäubung endenden Tages. Auf der Bank hatten sie noch ein halbes Dutzend und mehr solcher Säde, jeder zehnmal so groß wie dieser.

Der Rausch des Erfolges füllte die Luft wie ein Fieberhauch, den jeder einsaugen mußte. Wert und Unwert hatten ihren Maßstab verloren für die Glückslichen, die schon vor Monaten hier eingetroffen waren und einen guten Claim hatten belegen können.

Und das Fieber, das Delirium, das in ihrem Hirn brannte, sprang auch auf die andern über. Geld? Hatte das überhaupt noch einen Wert? Jeder warf es fort mit beiden Händen, und es kam doch immer wieder zu ihm zurück in dieser Form oder jener, denn täglich und ständig floß der goldene Strom von allen umliegenden Claims in dieses Gomorrha am Klondike.

Escher sah einen Mann, den er kannte und den auch sein Begleiter kannte. Sie hatten ihn mehrfach in dem einen oder andern Lokale der Stadt getroffen und einige Worte mit ihm gewechselt. Er war einer der „Großen“ vom Klondike. Mit einer Anzahl seiner Leute und einem halben Dutzend Eseln bildete er einen ganzen Zug, als er

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg.

Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

2

jetzt von der entgegengesetzten Richtung her die Straße entlang kam. Über die Schulter gehangen trug er eine Winchester Rifle, eine nicht ganz unberechtigte Maßnahme, da seine Esel mit Goldsäcken beladen waren.

In der Bank drängten sich die Kunden, um ihr Gold wiegen zu lassen. In Eimern, leeren Petroleumkanistern und jeder Art von Gefäß, wie es gerade zu beschaffen gewesen war, stand der kostbare Staub in Reihen hinter den Zahlstischen. Schwitzende Angestellte behandelten ihn mit der Gleichgültigkeit, mit der der Krämer irgendeine Ware abwiegte.

Juweliere verarbeiteten ihn zu monströsen Schmuckstücken, die aber den Bestellern und den gepuderten und geschminkten Schönen, für die sie bestimmt waren, als der Höhepunkt eines erlebten Geschmackes erschienen.

Noch im vergangenen Winter, im Winter von 1897/98, war das hohläufige Gespenst des Hungers durch die zu dieser Zeit noch ganz unbedeutende Stadt geschritten, unter dem Zusammenströmen der Hunderte und Tausende von Abenteuerern beim ersten Bekanntwerden der großen Goldfunde. Nicht für das Doppelte ihres Gewichts in Gold kannte man eine Handvoll Bohnen kaufen. Jetzt sah man überall elegant eingerichtete Läden mit Verkaufsartikeln zu fabelhaften Preisen; die Wände der Trinksalons waren mit mächtigen Spiegeln bekleidet, und die Speisekarten wiesen in langer Liste die feinsten europäischen Delikatessen auf. Überall Verschwendungen, Zurschaustellen riesiger Vermögenswerte, aber ohne jedes Prozentum. Und überall der Mann, für den das alles hier geschaffen war, der Goldgräber mit seinem Beutel von „Staub“.

Er kam in die Stadt, ungelämmert, mit langem Bart und wilden Bliden. Oftmals zerlumpt und abgerissen, aber immer mit dem Blicke des geheimen Hungers nach dem Leben in seinen Augen. Und wer diesen Blick sah, der hatte die Vision seiner Existenz da draußen in der grauen Oede auf seinem Claim und unter der täglichen Fron seiner schweren Arbeit in Schutt und Schmutz. Sah ihn bei seinen täglichen unveränderten Mahlzeiten aus Bohnen und Speck und flap-jacks. Sah ihn ausgestreckt auf seinem Lager von zerwühlten wollenen Decken, in seiner düsteren Kabine, in der eine einzige flackernde Kerze nur die Bestimmung zu haben schien, die Finsternis um ihn herum deutlich sichtbar zu ma-

hen. Sah aber auch den Blick nach der Ecke auf dem Wandbrett da oben, wo die leere Corned-Beef-Dose stand, die seinen gesammelten Goldstaub enthielt.

Welche Träume erwachte dieser Blick in ihm? Welche funkelnden, bunten Bilder ließ er vor ihm erscheinen, von Licht und Farbe, rauschender Musik, schönen Frauen mit wogenden Busen und gleißenden Augen und einem lockenden Duft von Moschus und Patchuli. Das alles gab es dort im Tenderloinviertel von Dawson City. Zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht. Nur ein paar kurze Tagereisen trennten ihn davon. Und dort oben die Büchse, das war die Aladdinlampe, die ihm alles verschaffen würde.

Und wenn Geduld, Ausdauer, grimmiges, bulldoggenähnliches Durchhalten unter geiststötender schwerer Arbeit eine Belohnung verdiente, so hatte er sich mehr als irgendein anderer das Recht erkaufst, sich einmal auszuleben, so wie er es verstand.

Das meinten auch die anderen hier in der Stadt. Die Frauen mit den gepuderten und geschminkten Wangen, gefärbten Lippen und Augenbrauen. Die Zutreiber zu den verschiedenen Salons und Tanzhallen und der Bartender mit seinen „k.o.“-Tropfen, die er ihm in seinen Whisky schüttete, sobald der Augenblick sich als günstig erwies.

Freilich, nach ein paar Tagen hatte man wohl Mühe, den Mann wiederzuerkennen. Rasiert und mit frisch geschnittenem Haar, mit seidener Unterwäsche und eleganten Einlaßstiefeln, einem Anzug nach der letzten New Yorker Mode, erinnerte er nur noch wenig an den Mann mit den fotbespritzten Mokassins und zerrissenem Macinaw. Und er war vermutlich auf dem Wege, eine Verabredung mit einer der Damen des Palast-Theaters oder der Tivoli-Tanzhalle einzuhalten.

Aber nach wieder ein paar Tagen, oder im besten Falle Wochen, war dann in der Regel eine neue Veränderung mit ihm vorgegangen. Nicht unvermutet eigentlich. Und wenn er Zeit gefunden hätte, seinen Kopf von dem einen Rausche erst wieder freizumachen, bevor er in den nächsten halb hineintaumelte, halb sich hineinlocken ließ, so hätte er ja auch das als das unvermeidlich Kommende erwarten müssen. Unangenehm ist es aber in dem einen wie in dem andern Falle, wenn man plötzlich die Wahrnehmung macht, daß man auf dem Boden seines Beutels von Goldstaub angelangt ist und die Lady, mit der man so viele Flaschen Champagner zu zwanzig Dollars die Flasche getrunken hat, aus ihren blickenden Augen jede Erinnerung an einen verloren zu haben scheint. —

Escher und Schmidt hatten das Pavillon-Theater erreicht, und ein Hüne von Portier, in reich mit Goldborten besetzter grüner Uniform, öffnete die inneren großen Glastüren vor ihnen und ließ sie eintreten.

Noch vor ein paar Monaten war der Besitzer nur Eigentümer einer recht bescheidenen Bretterbude gewesen, die den Namen Malamut-Salon führte. Jetzt gehörte ihm dieser Palast, der allgemeine Bewunderung erregte. Nicht wegen der Summen, die er gekostet hatte. Das fiel in dieser Stadt allgemeiner unsinniger Verjährwendung nicht auf. Aber wegen der unglaublich kurzen Zeit, in der man dieses Wunder geschaffen.

Zur Rechten des großen, von Hunderten von Glühlampen mit Milchglasschliff beleuchteten Barraumes, den sie zunächst betraten, befand sich die lange Bar aus schwerem, rotem Mahagonny mit daran entlanglaufenden blickenden Messingstangen als Fuß- und Armlücken für die davorstehenden oder sich dagegenlehnnenden Gäste. Die Wand dahinter war mit kostbaren geschliffenen Spiegeln verkleidet, vor denen auf einem Marmorsims Reihen funkelder Flaschen mit Likören standen. Die grüne Farbe des Pfeffermünz, die gelbe des Whiskys, hell und klar wie flüssiges Gold in der Lichtflut und deren Widerstrahlung durch die

Spiegel aufleuchtend, die grüngelbe des Absinth, die rosenrote irgendeines Likörs für die „Ladies“, bildeten eine Farbenorgie, die jeden Blick unwillkürlich zum mindesten für einen Moment an sich riss. Hinter dem Bartisch standen die Bartender, in weißen Jacken und Schürzen, mit bewundernswerter Gewandtheit Liköre einschenkend, Cocktails mischend und Gold- und Silberstücke oder Banknoten dafür einstreichen und in den unaufhörlich klingelnden Registrerkassen verschwinden lassen.

Die Gäste an dem Bartisch wären eines Studiums für sich wert gewesen, wenn irgendjemand hier Zeit und Neigung dazu gehabt hätte. Männer in würdevollen Gehrockanzügen standen da neben anderen in blauleinenen Overalls, an denen der Schmutz der Arbeit, gegen den sie Schutz gewähren sollten, noch nicht einmal getrodet war, bartlose junge Burschen neben Männern in grauem Haar. Und alle lachten, lärmten, schrien, oder versuchten, mit trunkenen Stimme ein Lied zu singen.

Zur Linken, durch eine Balustrade von dem Barraum getrennt, befand sich der Spielsalon mit wohl einem Dutzend grünüberzogener Tische, an denen jede Art von Glücksspiel, von Poker, Pharaos und Bejou bis zu Roulette und Glücksräder im Gange war. Daselbe Gedränge wie vor der Bar herrschte auch um die Spieltische, und die Menge hier war so gemischt wie dort. Goldgräber mit geröteten Gesichtern und erregten Blicken spielten ohne jede Überlegung darauf los, andere wieder mit Vorsicht und Bedachtlosigkeit. Viele von ihnen trugen grüne Augenschirme, um ihre Gesichtszüge zu beschatten, die sonst vielleicht ihren Mitspielern über die Karten in ihrer Hand etwas verraten hätten. Überall wurde mit Chips gespielt, die man an einem Seitentische, auf dem eine Waage stand, bei einem ziemlich halunkenhaft aussehenden Individuum einwechseln konnte. Die Ladies, die vereinzelt zwischen den sich hier durcheinander drängenden Männern zu sehen waren, spielten natürlich mit den Chips ihrer Kavaliere, waren aber genau so wütend, wenn sie verloren, als wenn es ihre eigenen gewesen wären.

Da die Herren in Ottawa ihren pflichtgemäßen Anteil von den Besteckungsgeldern erhielten, erfolgte der Betrieb ungestört.

„Wollen Sie spielen?“ fragte Schmidt.

„Hätte beinah Lust dazu“, erwiderte Escher, „denn ich sehe dort als Bankhalter einen alten Bekannten. Er war im Frühjahr, als ich mich auf der Reise hierher befand, Bankhalter in Skaguan. Er hielt dort einen Pharaotisch und ein Geistlicher, der mit dem Sündenpfuhl dort ein wenig aufräumen wollte, machte die Spielenden mit einem System bekannt, mit dem man unfehlbar nicht in jedem einzelnen Spiel, aber doch an jedem Abend gewinnt*). Der Herr hat es offenbar vorgezogen, den Schauplatz seiner ersprießlichen Tätigkeit nach hier zu verlegen.“

„Kennen Sie das System?“ fragte Schmidt. „Dann können wir es ja gleich einmal ausprobieren.“

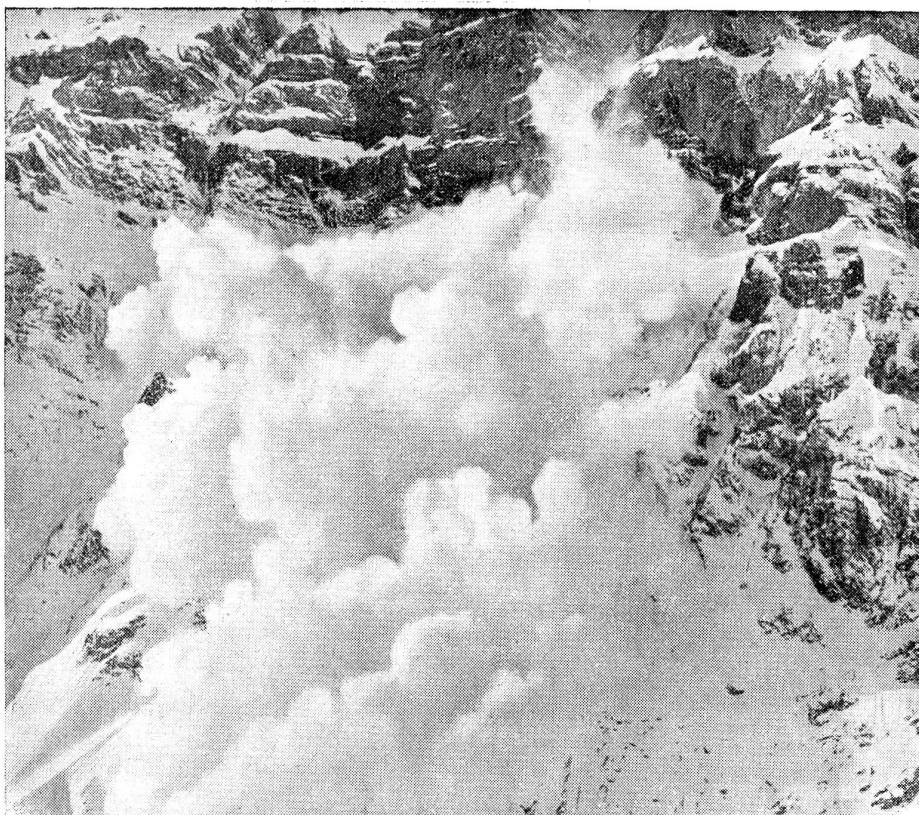
„Das Ausprobieren ist nicht mehr nötig. Es ist zuverlässig. Aber ich erkläre es Ihnen ein andermal. Heute fehlt mir das Interesse am Spiel. Gehen wir lieber mal in die Tanzhalle und sehen, was da los ist.“

3.

„Die Räze“.

Ein anderer Portier, ebenso gekleidet wie der am Außenportal, öffnete, ihre Absicht erkennend, eine weiße, reich mit Gold verzierte Flügeltür, und sie traten in den Tanzsaal ein.

*) Ausführlich geschildert im Roman „Die Goldwäscher am Klondike“ von Emil Droonberg.



Achtung! Lawine!

Aus „Walter Flraig, Lawinen!“ mit Genehmigung des Verlags Brockhaus, Leipzig.

Wenn schon der Barraum und Spielsalon eine Ausstattung zeigten, die in diesem grimmigen Nordlande, das noch vor weniger als einem Jahre nur die allerdürftigste Lebensführung kannte, entschieden in Verwunderung setzen mußten, so war das hier noch viel mehr der Fall. Er war ebenfalls in Weiß und Gold gehalten. Die Beleuchtung durch ganze Reihen elektrischer Mattglaslampen erfuhr aber eine geradezu märchenhafte Abtönung durch eine Anzahl elektrischer Blumenbuffets und anderer Ornamente mit wundbarem Farbenwurf.

Rund um den Saal laufend und auf vergoldete Säulen gestützt, befand sich eine Reihe von Logen, wieder in Weiß und Gold und mit heliotrop-farbenen seidenen Vorhängen. Sie waren für die Gäste mit den besonders großen Goldstaubbeuteln und der Bereitwilligkeit, sich von deren Inhalt unter freundlicher Beihilfe der Damen des Hauses zu trennen, bestimmt. (Fortsetzung folgt.)

Achtung! Lawine!

Von Walther Flraig.

Lawinen! Das ist ein Warnungsruf. Im Kriegswinter 1916 sind allein auf österreichischer Seite 6000 Mann in den Alpen Lawinen zum Opfer gefallen. Und alljährlich wieder fordert der Weiße Tod Menschenleben. Da ist es ein Beginnen von hohem Wert, daß ein erfahrener Lawinenkenner, Walther Flraig, rechtzeitig vor Beginn des Skiwinters, um manches Unglück zu verhüten, ein Buch „Lawinen!“ (mit 120 Abbildungen und Karten sowie 1 Lawinentafel) herausbringt, das sich Aufklärung über Wesen und Natur der Lawinen zum Ziel gesetzt hat. Es beschreibt alle Lawinenarten — Flraig unterscheidet elf — mit ihren besonderen Eigenheiten. Man wird unterrichtet über die Vorbereidungen und Entstehungsursachen von Lawinen, ihren Bewegungsablauf und die jeweils erforderliche Abwehr. Das Wichtigste ist aber, daß der erfahrene Verfasser den Skilaufern und den Bewohnern der Berge eine Fülle erprobter praktischer Ratshläge erteilt, wie sie sich im Gelände zu verhalten haben, wie sie Lawinen ausweichen und sich gegen sie schützen können, was sie tun müssen, wenn sie trotz aller Vorsichtsmäßigkeiten doch erfaßt werden, wie sie sich selbst helfen können, wie verschüttete Kameraden zu befreien sind, welche Rettungsmöglichkeiten bestehen! Wir entnehmen dem Buch die spannende Schilderung eines Abenteuers, bei dem es auf Leben und Tod ging.

Meine erste Begegnung mit einem Schneebrett war recht gefährlich. Auch damals folgte ich noch nicht meinem Gefühl, das mich deutlich warnte. Im Januar 1929 herrschte nach Schneefällen tagelang ruhiges, sonniges Frostwetter. Die steilsten Hänge wurden bombensicher. Jetzt kannst du noch einige etwas ausgesuchte Fahrten in den Lechälpen machen, sagte ich mir und fuhr über Zürs auf Skier nach Warth. Als ich ins Lechtal hinabglitt, sah ich gegen Abend an der Roten Wand mächtige Schneefahnen flattern. Also stürmte es in den Höhen (im Tal spürte man nichts). Folglich — schloß ich — wird der schöne Schnee oben an den Gräten und Höhenzügen entlang verblasen und bretzig. Da heißt es aufpassen morgen. Ein einverneinte diese Gefahr, auch für den Aufstieg über die Wannenköpfe zum Warther Horn. Die Erfahrungen des Ortskundigen achtend, ließ ich mich beruhigen und stieg früh empor, einer alten Spur nach. Aber als ich mich dem immer steileren Grat näherte, da wurde der bisher lockere Schnee plötzlich hart: ich betrat das Reich des Höhensturmes, betrat den brett-hart sturmgepreßten Schnee. Der Grat war hier nicht ersteigbar. Ich mußte unter ihm entlang queren, durch eine mehrere hundert Meter lange Mulde, die links steil zum Gratrücken emporstieg und rechts von ihrem Außenrande weg steil (für Skilaufger unbetretbar steil) in den wilden, mindestens 200 Meter tiefen Hubertobel abbrach. — Die Spur verschwand bald im Harsh, der mit jedem Schritt härter und steiler wurde. Der Schnee dröhnte hohl. Es war mir unheimlich zumute. Ich stand und sann. Rechts der scheußliche Tobel unter mir, links die steile Schneemasche über mir. Aber wenige Meter vor mir die rettende, fast schneefreie Rippe. Der Rückweg schien mir ebenso schlimm.

Na — vollends schneidig durch, sagte ich mir und schob mich vorsichtig weiter. Aber kaum ein Meter mochte ich gewonnen haben, da sprang die Katastrophe mich an: Ich rutschte auf dem steilen Windbreitharsh ab, stampfe — mit den Kanten Halt suchend — ein wenig auf und ... Da! Lauter Knall! Ein Rasseln und Bersten. Links über mir — ich riß den Blick jäh empor — zuckte wie ein Blitz (haargenau wie ein Blitz!) ein Riß quer durch den Hang. Der — auf wohl 200 Meter Breite! — rumpelt krachend herab — urplötzlich!

Für eine winzige Spanne erstarre ich in der grausigen Erkenntnis der gräßlichen Gefahr. Ich sagte laut: „Um Gottes willen!“ Dann reiße ich, schon von den Schollen geschoben und umgeworfen — mich jäh hoch. Alle Lebenskraft baut sich auf in mir. „Stöße raukreischen!“ schreit es in mir. „Und umdrehen!“ brüllt es. „Und einrammen!“ feuert es. Ich handle so,